

Wie haben Sie Ihre Krebskrankheit entdeckt?

Mir war aufgefallen, daß ich an Unterschenkeln und Füßen Blutpunkte hatte, kleine Einblutungen in der Haut. Als Arzt wußte ich, daß das eindeutige Hinweise auf eine Blutgerinnungsstörung sind. Als nächstes schaut man sich dann einen Blutausschlag unter dem Mikroskop an. Das habe ich getan und mir die Diagnose selbst gestellt – da wurde mir natürlich zuerst schwarz vor den Augen. Als Krebsmediziner wußte ich ja, was das bedeutet, was ich da sah. Aber der Schrecken war kurz. Dann kam auch schon die Frage: »Was mache ich jetzt?«

Und was haben Sie dann gemacht?

Erst einmal habe ich die Diagnose überprüfen lassen und dann versucht, mich wieder zu »sortieren«. Am Anfang herrscht ja nur ein Chaos der Gedanken und Gefühle. Da wollte ich raus und habe mir drei Dinge vorgenommen:

1. Nur ganz wenigen etwas sagen.
2. Wieder gesund werden.
3. Klären, was für mich das richtige ist.

Warum sollte denn niemand etwas erfahren?

Ich war in einer exponierten Stellung. Immer dabei, Unkonventionelles zu wagen, und damit eine Angriffsfläche für viele, denen das nicht paßte. Ich war Chef einer Uniklinik, Vorstandsmitglied mehrerer Fachgesellschaften, im Zenit meiner Karriere und meines Einflusses. Ich wollte und konnte noch so viel bewirken. Als Krebskranker wäre ich abgeschrieben gewesen.

Ihr zweites Ziel lautete: Wieder gesund werden. Hatten Sie Zweifel daran? Die Heilungschancen waren damals ja nicht so rosig.

Zweifel, nein. Damals waren die Ergebnisse der Leukämiebehandlung zwar noch nicht so gut wie heute. Trotzdem war ich mir sicher: Das schaffe ich!

Komplizierter waren andere Fragen: Wie aggressiv sollte ich mich behandeln lassen, durch wen und wo? Wann soll die Therapie beginnen? Ich hatte ja schon Blutungen – bei Leukämie ein Alarmsignal. Aber für eine Therapie fühlte ich mich noch nicht reif, ich war noch gar nicht auf das Kommende eingestellt. Da in blindem Vertrauen reinlaufen – nein, das wollte ich auf keinen Fall. Ich habe zu oft gesehen, daß Patienten übereilte Entscheidungen getroffen haben, ohne sich erst einmal zu orientieren. Das war fast immer zu ihrem Nachteil. Vertrauen ja, aber nicht blind, sondern sehend! Und ich sah noch nicht genug.

Wie haben Sie herausgefunden, was für Sie richtig ist?

Zunächst wußte ich nur, was ich nicht will. Ich war in eine Lebenssituation hineingeraten, die extrem kritisch war. Ich war siebenundvierzig Jahre alt. Die täglichen Begegnungen mit Krebspatienten fielen mir immer schwerer. Irgendwie war ich erschöpft. Und jetzt noch das. Es lag nahe, einfach aufzugeben. Aber das Gegenteil traf ein. Die Leukämie war kein Grund zu resignieren, sondern ein Stoppsignal, eine rote Ampel: Anhalten und dann neu starten. Aber wie? Und warum ich, warum jetzt, warum überhaupt? Alles Fragen, die sich jeder Krebspatient stellt.

Dann die Fragen zur Therapie: Wie bleibe ich arbeitsfähig, wenn während der Chemotherapie die Komplikationen kommen – Depressionen, Müdigkeit, Willensschwäche, Schmerzen? Nehme ich dann Medikamente – Schlafmittel, Schmerzmittel, Antidepressiva? Darauf mußte ich erst Antworten finden, bevor ich mich den Strapazen einer Therapie stellen konnte.

Als routinierter Bergsteiger bin ich nie untrainiert ins Gebirge gegangen. So wußte ich auch jetzt: In dem Zustand, in dem ich jetzt bin, schaffe ich das nie und nimmer. Ich wollte und mußte mich erst vorbereiten und klären, welche Medizin für mich die richtige ist und welcher Kollege als Therapeut zu mir paßt.

Was meinen Sie damit?

Jeder Mensch braucht die Medizin, die zu ihm paßt – eine individualisierte Medizin. Und einen Arzt, dem er vertrauen kann, der die Fähigkeit hat, ihn auf seinem Weg zu begleiten.

Was war Ihr nächster Schritt?

Ich bin weggefahren. In der Nähe von Göttingen gab es riesige, einsame Wälder mit Kathedralen uralter Bäume. Dort habe ich mich für zehn Tage in einem kleinen Ort einquartiert und an mir gearbeitet.

Es begann mit der erschreckenden Erkenntnis: Ich wußte nicht mehr, wo und welches meine Kräfte sind. Ich fragte mich: Wer bin ich? Und fand keine Antwort. Ich versuchte mich zu spüren, aber ich spürte nichts. Ich suchte meinen früheren Glauben – vergeblich.

Da ging ich wirklich zu Boden, erschüttert, erschreckt, ein Häuflein Erdenelend und kniete weinend vor einem Trümmerhaufen. Was ich hatte, war nichts mehr wert. Was etwas wert war, hatte ich nicht mehr. Ich hatte mich verloren. Alles lag unter den Trümmern – mein Herz, meine Liebe, mein Glaube, meine Hoffnung. Alles war verschüttet. Vor lauter Suchen nach Erfolg hatte ich mich selbst verloren. Sogar meine sonst so verlässliche innere Stimme schwieg.

Meinen Sie, daß das die Krankheit mit verursacht hat?

Ich glaube nicht an einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Krise und Krebs. Ich glaube aber, daß die Leukämie schon lange in mir dringesteckt hat. Und meine Seelenverfassung, dieser lieblose Umgang mit mir selbst, könnte dann zusammen mit der rücksichtslosen Ausbeutung meiner körperlichen Kraft bewirkt haben, daß sie ausgebrochen ist. Vielleicht hatte ich der Krankheit nicht mehr genug entgegenzusetzen. Deswegen glaubte ich auch nicht an einen Therapieerfolg, nicht in dieser Verfassung. Ich wußte: Heilung gelingt nur, wenn alle meine Kraft diesem Zweck dient. Nur: Wo war meine Kraft?

Wie haben Sie dann an sich gearbeitet?

Am Anfang ging mir so vieles durch den Kopf. Warum ich? Schuld und Krankheit. Die Leukämie als Geißel. Aber das führte ja nicht weiter.

Dann habe ich gemerkt: Ich bin völlig abgestumpft. Ich war immer ein sinnesbewußter, aufmerksamer Mensch gewesen, habe äußerst wahrnehmungsfähig geschaut, gehört, gerochen und menschliche Schwingungen gespürt. Das war alles weg. Da wußte ich: Wenn ich meine Wahrnehmungsfähigkeit wieder habe, werde ich wieder ich selbst. Dann kann ich auch drohende Nebenwirkungen der Therapie früher erkennen. Ich muß in mich hineinhören können. Bevor es anfängt zu bluten, muß ich es erahnen können.

Ich habe also ganz bewußt meine Sinne geschult: das leise Rasseln der Samenkapseln eines Farns im Winde zu hören, Bäume an ihrem Geruch zu unterscheiden. Ich habe vieles in den Mund genommen, um wieder schmecken zu können. Ich legte meine Stirn an Baumrinden, auf Moos, auf Felsen, um sie zu spüren – sie waren alle verschieden warm oder kalt, reflektierten die Temperatur ganz unterschiedlich. Ich ging mit nackten Füßen über den Waldboden, durch Bäche, über umgestürzte Baumstämme.

Die Sinne kamen wieder. Und damit konnte ich mich auch selbst wieder spüren. Mein Ich gehörte wieder mir.

Jetzt konnte ich mich auf die Krisenzeiten unter der Therapie einstellen. Ich habe mich regelrecht »programmiert«.

Alles, was dafür wichtig war, verbirgt sich im Anfang des Gedichtes »Patmos« von Friedrich Hölderlin. Ich hatte es schon früher beim Klettern immer dabei. Jetzt prägte ich es mir fest ein – ich kann es heute noch auswendig: